

Die Aufhebung des Klosters Muri und die Übersiedlung nach Gries im geistesgeschichtlichen und politischen Umfeld der Eidgenossenschaft

*Vortrag zum 150-Jahr-Jubiläum der benediktinischen
Präsenz in Gries*

Unser Jubiläum hat uns wieder einmal zusammengeführt, um für kurze Zeit unsere klösterliche Gemeinschaft zu pflegen und zu erleben. Und das ist mehr als ein feucht-fröhliches Klassentreffen. Es geht dabei auch um unsere eigenartige, durch die Geschichte so gewordene und gewachsene Identität: die Abtei mit zwei Konventen durch Landesgrenzen – heute EU-Europa-Grenzen – geteilt. Diese Eigenart ist Ergebnis der Geschichte; sie geht zurück auf Ereignisse vor 150 und mehr Jahren. Man muß das ja im Gesamt sehen. Es ist ein ganzer Komplex von Fakten und Gegebenheiten, die 1845 zur Ruhe kamen und einen zuversichtlichen Neuanfang versprochen. Doch wir Mönche von Muri-Gries empfinden dabei eigentlich mehr als nur objektive in Archiven konservierte Geschichte.



Diese Ereignisse haben für uns zeitlose Gültigkeit. Wir sehen in diesen Gesta Maiorum bis heute das treuhänderisch in unsere Hände gelegte, verpflichtende Erbe. Wir sehen in den Gestalten von damals Ideale und wir fühlen uns ihnen noch heute verpflichtet. Unser Geschichtsbild über die für uns schicksalsschweren Ereignisse ist eigenartig. Es hat sich fast anekdotenhaft auf einzelne, stark emotionale Details reduziert. Der Aufstand im Freiamt und hier das unerschöpfliche Thema mit dem Glöcklein. Haben die Glocken zum Sturm geläutet, welche Glocken waren zu welcher Zeit zu hören? Dann natürlich die explosiv gespannte Sitzung des Großen Rates in Aarau, die Eröffnung des Beschlusses vor dem Konvent und dann der Exodus lacrimosus am sturmgepeitschten Wintertag – ein bewegendes Bild. Eugène Delacroix, der französische klassizistische Historienmaler, war nicht zugegen, sonst hätten wir ein großes Tableau davon.

Noch auffallender ist die populärgeschichtliche Straffung auf zwei Personen: Abt Adalbert, das vornehm dulddende Opfer, gemalt mit hagiographischen Farben, und ihm gegenüber der ruchlose Peiniger Augustin Keller. Seien Sie mir nicht böse, wenn ich mich jetzt einmal vor allem mit Augustin Keller abgebe. Für unser Thema «geistesgeschichtliches und politisches Umfeld» ist er eine Hauptfigur.

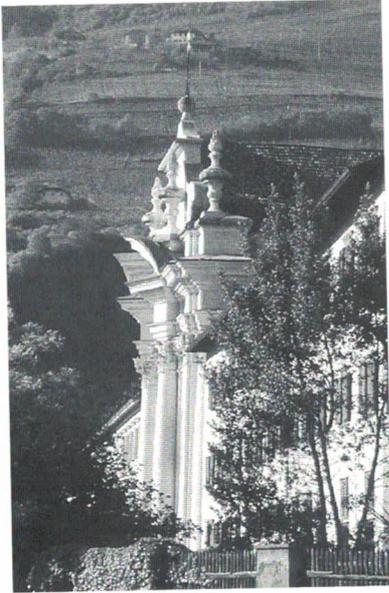
Augustin Keller

Wer war Augustin Keller? – Jeder von uns weiß: das ist doch der, welcher in seiner langen, leidenschaftlichen Rede gesagt hat: «Wo der Schatten des Mönchs hinfällt, wächst kein Gras mehr.» Doch zitieren wir ihn einmal präziser: «Stellen Sie einen Mönch in die grünsten Auen des Paradieses, und soweit sein Schatten fällt, versengt er jedes Leben, wächst kein Gras mehr.» – Mehr als dieses Zitat wissen wir landläufig kaum von ihm. Für uns ist er mit diesem Satz erledigt – der aufgeklärte, doktrinäre Bösewicht. Das ist unsere Sententia communis über diesen eingefleischten Klösterfeind. Auch die Geschichte kennt die leidenschaftliche Ablehnung der Klöster dieses Mannes katholischer Herkunft aus Sarmensdorf, einem Bauerndorf an der Westgrenze des Freiamts zum Berner Aargau. Aber die Geschichte weiß noch mehr. Sie weiß um die harte Jugend der 12 Geschwister auf einem mühsamen Bauerngewerbe, die Förderung des hochbegabten Knaben durch

Geistliche aus dem Freundeskreis Wessenbergs und dann die Prägung an der noch jungen Kantonsschule Aarau, wo der aus Giessen stammende Emigrant und romantische Tausendsassa August Follen ihn stark beeindruckte. August Follen gehörte zu jenen politischen Emigranten aus den Staaten des Deutschen Bundes – ein geeintes Deutsches Reich gab es ja noch nicht. Das Land der Hirten bot ihnen in der Zeit Metternichs Zuflucht und Asyl. Diese Asylanten waren aber damals – völlig anders als heute – zugleich Polit-Missionare für die staatspolitischen Ideen der großen Revolution. Sie waren geduldet, ja sogar gefördert in den neuen Kantonen, die ihr noch junges Dasein der französischen Revolution und der Auflösung der ehemaligen Untertanengebiete verdankten. An der jungen Kantonsschule Aarau wirkten noch andere Emigranten im selben Sinn und Geist: der Altphilologe Rudolf Rauchenstein, Traugott Michael Pfeiffer, Heinrich Zschokke. Follen und Rauchenstein animierten Augustin Keller zum Studium in Breslau. Er belegte dort phil. I. Fächer. Der spätere Staatsmann Keller war nicht Jurist. Das Studium der Geschichte in Breslau festigte den Antiklerikalismus des Freiämterers. Die Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. 1773 hatte bei seinem Geschichtspräsidenten Ludwig Wachler den größeren Stellenwert als die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten 1776. Das Geschichtsstudium in Breslau bot mehr Indoktrination gegen den Geist Metternichs, den Geist der Restauration, als historische Wissenschaft.

Pionier der Volksbildung

Nach vier Jahren kehrte Keller aus Breslau in die Heimat zurück. Seine erste Stelle fand der Philologe, der übrigens nicht promoviert hatte, an der Kantonsschule des damals von den Liberalen regierten Luzern. Unter seinen Schülern finden wir auch Philipp Anton von Segesser, den späteren überragenden Politiker der Konservativen. Philipp Anton von Segesser steht politisch im anderen Lager. Das hindert ihn aber nicht zu schreiben: «Der vortreffliche deutsche Unterricht, den wir in der 3. und 4. Gymnasialklasse durch Augustin Keller empfangen, förderte uns sehr weit und enthielt eine mächtige Anregung jugendlicher Gemüter.» 1834 wurde Keller Direktor des aargauischen Lehrerseminars. Und jetzt muß man sich zurückversetzen in das frühe



19. Jahrhundert. «Allgemeine Schulpflicht» – das war damals die große Errungenschaft. Aber wer A sagt muß auch B sagen. Und da war das Problem. Zur Schule braucht man auch Lehrer, und die waren rar, und wer sich Lehrer nannte, verdiente diesen Namen kaum. Das Sozialprestige eines Dorflehrers entsprach dem eines Gelegenheitsarbeiters. Lehrerbildung das ist das große, unbestrittene Verdienst des Seminardirektors Keller. Dem späteren Erziehungsdirektor lag die gesamte Bildung der Bevölkerung im noch jungen Kanton am Herzen. Keller wirkte auch auf eidgenössischer Ebene als Nationalrat

und Ständerat, obwohl er als Zentralist den Ständerat als Zweite Kammer und föderalistische Vertretung der Kantone immer abgelehnt hatte. Keller hatte auch für die direkte Demokratie nichts übrig. Der Pionier des Bildungswesens wußte genau, daß man das Volk zum Fortschritt führen müsse. Und noch die Gretchenfrage: «Augustin, wie hältst Du's mit der Religion?» – Keller war kein Atheist. Es gibt in seinen Reden Passagen, die von Frömmigkeit triefen, wahre Hymnen auf die Gottes- und Nächstenliebe! Die Frömmigkeit des Erziehungsdirektors aus dem Kulturkanton stand der Aufklärung und der Philanthropie näher als dem Catechismus Romanus – gemeint ist natürlich der tridentinische. Problematisch ist die kirchenpolitische Auffassung des Regierungsrates. Das ist reinstes Staatskirchentum. Eigentlich steht er im 18. Jahrhundert beim Gallikanismus und Josephinismus. Kirche ist ein Ressort der Staatsverwaltung. Der Staat schützt sich vor zu großem Einfluß der Geistlichen durch einschränkende Gesetze. Als Staatskirche muß sie rom- und papstfrei sein.

Staatskirchentum

Kirche hat als staatliche Anstalt dem Staat zu dienen, indem sie die Menschen zu loyalen und nützlichen Staatsbürgern erzieht. Die Loyalität wurde vom Klerus durch den Bürgereid erzwungen, den der neugewählte Bischof von Basel noch heute vor seiner Weihe den Regierungsrätlichen Standesvertretern ablegen muß. An der Nützlichkeit wurden Klöster gemessen. Was nützt da Chorgebet und levitierte Ämter? Nützlich war ein Pfarrer, wenn er den Bauern die Veredelung der Bäume beibrachte und den Stallmist pries. Ein nützlicher Pfarrer predigte an Ostern über die Vorteile des frühen Aufstehens und an Pfingsten über den Nutzen des Blitzableiters – Zeit der Physiokraten. Von dieser Kirchenauffassung leitet sich Augustin Kellers Klosterkampf und Jesuitenhetze ab. Und dieser Weg mündete für ihn logisch 1872 in die altkatholische Kirche. Keller ging diesen Weg in die Kirchenseparation zusammen mit einer aufgeklärten Akademikerelite. Und da lag die große Enttäuschung für ihn, den ersten Präsidenten der altkatholischen Nationalsynode. Die nationalkirchliche und antirömische Bewegung war aufs ganze gesehen eine Angelegenheit der Akademiker. Die Gefolgschaft des Volkes blieb aus – die Kapuziner standen dem Volke näher als die professorale Entrüstung über den Syllabus.

Augustin Keller als Mythos

Gestatten Sie mir eine Reminiszenz aus meiner Kollegizeit. Rhetorik bei Pater Bonaventura. Es war eine Doppelstunde und die Schüler der 5. und 6. Klasse waren zusammen vereint. Nachdem wir Sechstklässler uns im Herbst und Winter produziert hatten, kamen im Sommer die Fünftklässler zu ihrer Jungferrede. Und da war ein Schüler aus Sarmensdorf und der hatte als Thema Augustin Keller gewählt. Der Sohn des Lehrers und Organisten von Sarmensdorf sang in vollen Tönen das Lob des größten Bürgers und Patrioten von Sarmensdorf. Aber er hatte nicht mit dem Schatten des Mönchs gerechnet. Pater Bonaventura bekam wieder einmal seinen hochroten Kopf und dann erfolgte die vernichtende Abrechnung mit der arglosen Unschuld vom Lande. Die Begebenheit scheint mir symptomatisch als Konfrontation zweier

Geschichtsmythen, die beide auf entgegengesetztem Standpunkt positioniert, etwa gleich weit vom historischen Augustin Keller entfernt sind. Und jetzt käme der Abt Adalbert Regli. Sein Bild in der Geschichte ist geprägt vom Gegensatz zu Augustin Keller, und darin liegen historisch gesehen auch Gefahren: die Versuchung schwarzweiß zu malen, Hagiographie drängt sich auf. Doch lassen wir das.

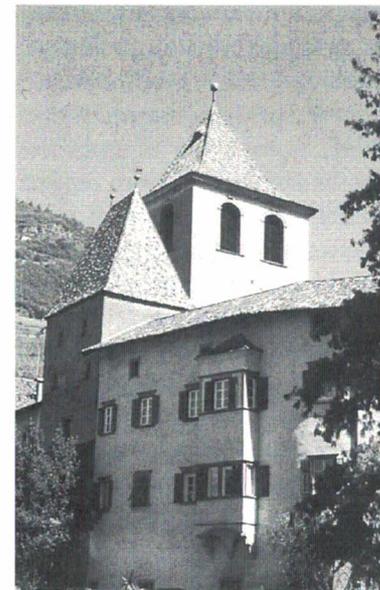
Die Klöster und die Aufklärung

Ich habe als Thema das geistesgeschichtliche und politische Umfeld gewählt und möchte da mithelfen, die Ereignisse, die für uns so grundlegend sind, besser zu verstehen. Verständnis wecken ist ja eine hervorragende Aufgabe der Geschichte. Mit Augustin Keller stoßen wir unweigerlich zum geistigen Phänomen der Aufklärung. Das ist aber ein Komplex von Thesen und Antithesen, den man nicht in einem einzigen Vortrag entwirren kann. Gestatten Sie mir einige dürftige Hinweise. Was ist Aufklärung? Schon die Begriffe sind schwierig. Es gibt keine philosophische Schule der Aufklärung. Jeder Aufklärer dachte und argumentierte wieder anders, und bei den meisten Vertretern sind Fortschritt und Tradition bunt gemischt. Die sicherste aber auch dürftigste Definition der Aufklärung könnte heißen: die Summe der Ansichten, Tendenzen und Strömungen des 17. und 18. Jahrhunderts – wenigstens ist damit nichts Falsches gesagt. Die Aufklärung hat den modernen Staat mit Volkssouveränität und Gewaltentrennung gebracht. Die Muskeln der Alten Eidgenossen mögen imponieren, aber Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mußten die Schweizer auch erst lernen. Die Freiheit, die sie für sich beanspruchten, wurden den Untertanen nicht gewährt. Das Grundthema der Schweizergeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist der Kampf um den modernen Verfassungsstaat. Die Aufklärung war für die Kirche eine Herausforderung und eine schwere Prüfung. Man denke an die Säkularisationen! Aber die Aufklärung brachte nicht nur Kahlschlag, sondern auch neue Ansätze: man vergleiche den alten päpstlichen Kirchenstaat der Monsignori und Preti mit der heutigen Stellung des Papstes. Man denke an den heilsamen Zwang zu wissenschaftlicher Forschung und Argumentation als Antwort auf den hergebrachten Traditionalismus in allen Gebieten der Theologie und Wissenschaft.

Doch die Kirche verweigerte, gestützt auf die Kräfte der politischen Restauration, den Dialog mit der Aufklärung. Sie errichtete Staumauern und Bastionen. Diese Epoche währte bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil, bis zum Dekret «Gaudium et spes». Dieses Dokument nimmt sehr spät Grundpositionen der Aufklärung auf: die Menschenrechte, mit denen der Papst auf Reisen geht; die Gleichheit aller Menschen (auch der Frauen)!

Unter der Obhut der Jesuiten und der Nuntien

Eine andere Frage liegt unserem Thema näher. Wie aufgeschlossen waren unsere Benediktinerklöster im Ancien Régime für neue Strömungen im wissenschaftlichen Bereich? Welche Standpunkte vertraten sie in Philosophie und Theologie – im Jargon von heute gefragt: waren sie progressiv oder konservativ? Ich stütze mich hier auf Rudolf Reinhardts Einführung in den Benediktinerband der *Helvetia Sacra*. «Die Schweizer Benediktiner in der Neuzeit.» Rudolf Reinhardt ist der emeritierte katholische Kirchenhistoriker von Tübingen – heute Nestor und graue Eminenz der schwäbischen Kirchengeschichte – ein



Oskar Vasella aus dem Schwabenland. Rudolf Reinhardt beobachtet aus Distanz – er ist unbefangener als die Historiker, die aus dem eigenen Nest kommen.

Die jesuitische Inspiration

Rudolf Reinhardt nennt die Erneuerung der Benediktiner in der Schweiz in der Zeit der katholischen Reform «eine jesuitische Inspiration der Konvente». Erschrecken Sie nicht, das ist keine saloppe Formulierung. Man stellt fest, daß junge Benediktiner, wenn sie auswärts zum Studium geschickt wurden, Jesuitengymnasien und Jesuitenuniversitäten auf-

suchten. Die Jesuiten begnügten sich nicht mit Wissensvermittlung. Sie wollten auch erziehen, zu den Inhalten und Elementen ihrer Spiritualität hinführen. Sie konnten auch mühelos Benedikts Regel jesuitisch systematisieren. Der Orden Loyolas war unbescheiden genug, seinen Einfluß auch durch römische Direktiven zu festigen. In der Instruktion für Nuntius Giovanni della Porta 1595 steht der Auftrag, den Benediktinern als Studienort Dillingen zu empfehlen. Der Dillinger Jesuit Pater Julius Priscianensis übte mit einer ausgedehnten Korrespondenz die Rolle eines Inspirators der Benediktineräbte in Süddeutschland. Er gab ihnen taktische Weisung und war besorgt, daß die Klöster zu Exerzitienkursen und gelegentlichen Generalbeichten von Jesuiten besucht wurden. Über die Nuntiatoren und durch Beziehungen zu ehemaligen Studenten beeinflussten sie auch die Abtwahlen, und wenn ein Prälat sich irgendwo immer noch allzu humanistisch auführte, sorgte jesuitische Methodik für Ablehnung und Absetzung. Unser Reformabt Johann Jodok Singisen (1596–1644) ist eine typische Jesuitenkreatur. Er hatte in Dillingen studiert und schickte als Abt 1597–1629 23 Mitbrüder dorthin, dann war es infolge des 30jährigen Krieges vorläufig nicht mehr möglich. Seine Wahl verdankte Johann Jodok Singisen natürlich seinen Mitbrüdern. Diese hatten aber Inspirationen aus Dillingen. Bei der Absetzung und Verbannung des unglücklichen Vorgängers von Johann Jodok Singisen – Jakob Maier – hatten die Jesuiten auch ihre Hände im Spiel.

Tagesordnung

Von Interesse dürfte hier auch einmal die klösterliche Tagesordnung sein, wie sie von der Schweizerischen Benediktinerkongregation beschlossen war: um Mitternacht Matutin und Laudes, um zwei Uhr früh folgte die zweite Nachtruhe. Halb sechs bis sechs Uhr war Betrachtung im Museum. Sechs bis sieben Uhr war Studium oder Schule. Die Prim wurde um sieben Uhr gebetet, und um halb neun Uhr folgte das Konventamt. Anschließend war die Terz und Sext und eine erste Gewissenserforschung. Das Mittagessen war schon um zehn Uhr. (Ein Frühstück war nicht vorgesehen.) Nach dem Mittagessen betete man die Non und um drei Uhr wurde die Vesper gesungen. Das Nachtessen war schon um fünf Uhr. Um halb sieben Uhr war Kapitel, Lesung, Komplet und es folgte die zweite Gewissenserforschung. Darauf folgte

die sicher wohlverdiente Nachtruhe. Jesuitisch inspiriert ist hier sicher die Betrachtung um halb sechs Uhr – geistliches Konzert in drei Sätzen mit Präludium und Postludium. Ferner war auch die zweimalige Gewissenserforschung von je einer Viertelstunde jesuitische Praxis. Neu war auch die regelmäßige Wochenbeichte und jährlich mehrtägige Exerzitien. Viele Mönche führten der neuen Richtung entsprechend ein geistliches Tagebuch – in der Aufzählung von Pedanterien weder geistlich und noch viel weniger geistreich. Noch eine Bemerkung zur jesuitischen Betrachtung! Eigentlich hätten die Benediktiner eine Alternative und zum mindesten ein Äquivalent dafür gehabt. Es ist das, was die Regel Benedikts *Lectio Divina* nennt. *Lectio Divina* ist etwas anders als einfach die Bibel lesen. Es handelt sich dabei um einen zutiefst spirituellen Umgang mit der Bibel. Die Heilige Schrift wird hier ganz von Christus her und auf Christus hin gelesen. Man nimmt also den heiligen Text nicht einfach zur Kenntnis. Er wird Anrede und Anruf. Leider hatten unsere Benediktiner im Spätmittelalter diese Art «zu betrachten» verlernt. Sie hatten ja soviel wichtigere Geschäfte.

Ein Jesuit als Novizenmeister

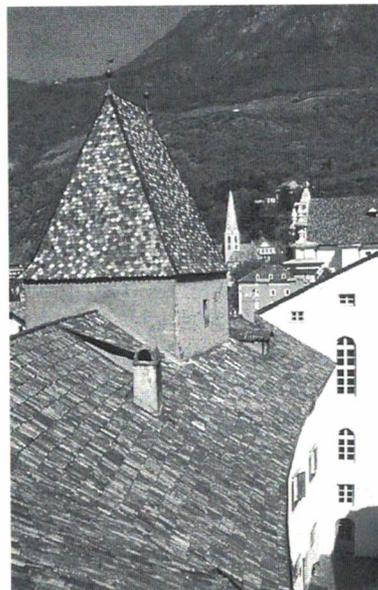
In Gries haben wir am 30. Oktober als Fratres jeweils aus dem Nekrologium vorgelesen: «P. Josephus Frey Societatis Jesu, Magister Novitiarum in Gries». Das fast Unglaubliche ist Tatsache. Der Jesuit Joseph Frey stammte aus Muri, wo er am 9. Oktober 1815 das Licht der Welt erblickte. Er war Klosterschüler bei den Benediktinern. 1833 trat er in Brig in den Orden des heiligen Ignatius von Loyola ein. 1842 wurde er in Freiburg im Uechtland zum Priester geweiht. Dann lehrte er zuerst am Kollegium Schwyz, nachher in Brig. Nach der Niederlage des Sonderbunds musste er 1847 die Schweiz verlassen. Er kam nach Brixen im Südtirol und knüpfte von dort aus Kontakte zu den ihm bekannten Mönchen von Muri, deren Schicksal er nun in der Fremde teilte. Seine Berufung zum Novizenmeister ist auch Indiz dafür, wie knapp der Personalbestand in den Anfängen in Muri-Gries war. Abt Adalbert hatte mit dieser Berufung offensichtlich aus der Not eine Tugend gemacht. Wahrscheinlich war Pater Frey von 1849–1851 Novizenmeister in Gries. Die folgende Laufbahn war dann wieder typisch ignatianisch. Er wirkte als Jugendseelsorger in vielen Städten Deutschlands. Im Kulturkampf, den Otto von Bismarck mit systematischer

Rücksichtslosigkeit durchführte, musste Joseph Frey ein zweites Mal fliehen. Er wirkte 1873/74 einige Monate lang als Pfarrhelfer in Amden (St. Gallen) – trotz des schweizerischen Jesuitenverbots. Doch auf die Dauer konnte diese illegale Tätigkeit nicht bestehen. Der aus zwei Staaten ausgewiesene Jesuit wirkte darauf in Feldkirch. Ab 1879 finden wir ihn in den Niederlanden, wo viele deutsche Jesuiten seit dem Kulturkampf neue Wirkungsgebiete aufbauten. Am 30. Oktober 1896 ist er in Wynandsrade gestorben. Pater Frey hat sich auch als geistlicher Schriftsteller hervor getan. Seine Bibliographie umfaßt zehn Titel von meist umfangreichen aszetischen Werken. Darunter ist auch ein Bestseller «Der studierende Jüngling in seinem Wandel und Gebet. Ein Lehr- und Gebetbuch» (445 Seiten), 1902 kam es in 13. Auflage heraus.

Directorium Tyronum

Als wir ins Kloster eintraten, durften wir uns in den ersten Tagen und Wochen mit Bücherabschreiben beschäftigen. Wir taten das gerne, es war Beschäftigungstherapie gegen Heimweh und Langeweile. Romanistisch wie wir waren, fühlten wir uns als echte Mönche aus dem Mittelalter, die ja mit dem Abschreiben von Büchern so berühmt geworden waren.

Was wir so fleißig, aber kaum so kalligraphisch wie die Veteranen aus dem Mittelalter abschrieben, hieß «Directorium Tyronum» (Leitfaden für Rekruten, Anfänger). Das Buch (242 Seiten) enthielt aszetische Anweisungen für das klösterliche Leben. Der militärische Namen läßt jesuitische Provenienz vermuten. Es ist weitgehend ein Auszug aus der «Übung der christlichen Vollkommenheit und Tugend» von Alphons Rodriguez SJ. Der «Rodriguez» war als aszetisches Handbuch ein Klassiker und auch in den meisten Priesterseminarien, wo Jesuiten als Spirituale wirkten, in Gebrauch. In seiner tristen Langweiligkeit war es wirklich ein asketisches Werkzeug! In unserem Directorium Tyronum kann man den Einfluß des spanischen Meisters bei den Ausführungen über den Gehorsam – jesuitische Spezialität! – leicht erkennen. Beim Kapitel über die Gewissenserforschung und Partikularexamen ist Rodriguez als Quelle eigens vermerkt. Ich vermute, daß der Novizenmeister Joseph Frey uns dieses Geschenk bescherte, das immerhin mehr als hundert Jahre die klösterlichen Gehversuche in unserer Abtei prägte. Auf der ersten Seite steht denn auch die Approbation von Abt



Adalbert Regli. Auch Leopold Studer OSB führt im Vorwort seines umfangreichen Werkes «Geistliche Lebens- und Ordensschule für Christen und Religiösen» (Stift Einsiedeln 1906) Rodriguez als bevorzugte Quelle an.

Pater Superior

Daß der Obere im Kollegium Sarnen bis 1963 (Amtsantritt von P. Maurus Eberle als Prior) Superior hieß, ist in dieser Hinsicht typisch! Die Parallele Jesuitenkolleg – Benediktinerkollegium leuchtet ein. Auch das Kirchenbild der Benediktiner in der Neuzeit war jesuitisch geprägt. Das Ideal war jetzt

die kämpferische und in der Folge triumphierende Kirche. Die Abgrenzung von den Häretikern erzeugte ein konfessionelles Pathos. Die Reform der Schweizer Benediktiner im Sinne der jesuitischen Inspiration war bedeutend und tiefgreifend. Stellen wir nur einige wenige Aspekte heraus: die neue Auffassung von Kloster, Mönchtum und Kirche, die barocke Frömmigkeit mit stark romanischen Zügen, die ausgedehnte Bautätigkeit – der Jesuitenbarock! (Die Jesuitenkirche in Luzern ist die erste Barockkirche der Schweiz – später erfolgten noch Zutaten und Bereicherungen.)

Jesuiten-Theologie

Nicht zu übersehen ist auch die theologische Ausbildung und Weiterbildung der Konventualen. Wie stark der jesuitische Einfluß auch da war, kann man bei zwei bedeutenden Benediktinertheologen feststellen: Augustin von Reding von Einsiedeln und Cölestin Sfondarati von St. Gallen. Der Geist jesuitischer Richtung kommt auch da zum Vorschein. Bei den Jesuiten dominierte das spekulative, systematische Denken. Geschichte und Kirchengeschichte hatten bei ihnen untergeordnete Bedeutung. Bei den Benediktinern bestand zwar eine alte

Tradition im Sinne der Klosterchronik, aber das war doch mehr Hobby als Wissenschaft.

Wenig Sinn für die Mauriner

Jean Mabillon, unser großer maurinischer Mitbruder, bekam das auf seiner Schweizerreise auch zu spüren. Er fand zwar in allen Klöstern, die er besuchte, gastliche Aufnahme, wie sich das gehört, und viel Zuvorkommenheit durch Folianten schleppende Archivare. Aber für seine Anliegen der Paläographie, Diplomatik und Quellenkritik fehlte weitgehend das Verständnis. Muri kommt zwar bei Mabillons Erinnerungen noch ganz gut weg. Pater Plazidus Zurlauben, der spätere Fürstabt, betreute den Père Mabillon. Französische Sprachkenntnis und französisches «Savoir vivre» war sicher Erbstück in der Familie der Barone de Zurlauben. Dreißig Jahre später gab es noch so etwas wie eine Spätwirkung. Pater Leodegar Maier, ein Elsässer aus Sulz, bekam einen Studienaufenthalt in Saint-Germain des Près. Aber mit einem Jahr als Schnupperlehre wird man noch nicht Mauriner. Immerhin – das Werk von Pater Leodegar «Explicatio Caeremoniarum» liegt in der Linie der liturgiegeschichtlichen Forschungen der aufgeklärten Mönche der Mauriner Kongregation. Der Murichronist scheint über den Aufenthalt seines Mitbruders nicht sonderlich begeistert gewesen zu sein. Er jammert über die hohen Kosten und die Rechnung von 120 Gulden für kostspielige Bücher. In der Biliothèque Nationale in Paris sollen sich drei Briefe von Léon de Gare Maier an den Mauriner Le Seur befinden. Grund für eine Reise nach Paris?

Die Schweizer Zisterzienser hatten zur französischen Aufklärungskultur ein viel ungezwungeneres Verhältnis. Die Zisterzienser-Äbte der Schweiz reisten regelmäßig zum Generalkapitel nach Frankreich und auch ihre Kleriker studierten im Königreich. Die Kloster-Bibliothek von St. Urban – heute Bestandteil der Zentralbibliothek von Luzern – ist reich an französischen Ausgaben der Aufklärungsliteratur.

Professor Peter Stadler, der emeritierte Zürcher Ordinarius für Geschichte der Neuzeit, Verfasser einer umfangreichen Pestalozzibiographie und der ausgezeichneten Geschichte des Kulturkampfes in der Schweiz, beurteilt die Benediktiner im Ancien Régime vornehm zurückhaltend: «Das Schwergewicht der Aktivität der schweizerischen Benediktiner liegt mehr auf der Bautätigkeit, der Verwaltung und der

Seelsorge.» – Der Rest ist Schweigen. Wohl gibt es in allen Klöstern Ausnahmen. Sie werden in den Hausgeschichten entsprechend herausgestrichen, aber im Gesamt der Konvente waren es eher Aussenseiter. Ausnahmen bestätigen die Regel. Ich habe das historische Defizit erwähnt. Hier muß man präzisieren. Es gab viel, unendlich viel Archivarenfleiß, aber eine systematische, vergleichende und kritische Sichtung der Fakten unterblieb weitgehend. Eine Ausnahme bietet im späten 18. Jahrhundert der Rheinauer Pater Joseph Anton Hohenbaum van der Meer. Das Problem «Geschichte» kann man auch in einem weiteren Rahmen sehen: die Bildungsreform der Aufklärung. Bildung war bei den Jesuiten bis zur Aufhebung des Ordens 1773 eine Fortsetzung der mittelalterlichen Artes Liberales mit der anschließenden Universität scholastischer Prägung. Die neuzeitliche Aufklärung bringt nun die bisher höchstens als Hobby betriebenen Realia in den Unterricht: Geschichte, Muttersprache und die modernen Sprachen, Erdbeschreibung und die ganze Serie der exakten Wissenschaften. Wissenschaftlicher Betrieb hieß nicht nur Disputationen, wie sie an den Jesuitenschulen jeden Donnerstag zelebriert wurden. Disputationen waren dialektische Streitgespräche, wo meist die Form (es waren ja Übungen) und dann der Formalismus wichtiger waren als der Inhalt. Neu bekam nun die Empirie, das Experiment, Bedeutung. So wurde nun «jesuitisch» zur Antithese von «aufgeklärt». «Jesuitisch» verkam zum Schimpfwort. Die Jesuitenschulen standen im 17. Jahrhundert noch konkurrenzlos da. Systematisch – wie Jesuiten nun einmal sind – hatten sie ihre Lehrziele in der «Ratio studiorum» festgehalten und ständig perfektioniert – perfektioniert bis zum Exzeß! Doch für die neuen Auseinandersetzungen des 18. Jahrhunderts erwies sich die «Ratio studiorum» als problematisch. Sie war zum engen Korsett geworden. Aber man hatte sich an diese Enge gewöhnt und empfand keine Lust, das Korsett aufzuschnüren.

Die Nuntiatur in Luzern

Doch hier ein ernster Zwischenruf: diese Feststellungen dürfen uns nicht dazu verleiten, über unsere Vorfahren die Nase zu rümpfen. Das wäre gleich dumm, wie wenn ein Sohn sich seines Vaters schämte! Es wurde viel gearbeitet, organisiert und gebetet ...ut in omnibus glorifi-

cetur Deus. Noch eine Bemerkung gehört hierher: Messen wir unsere Mitbrüder aus dem Ancien Régime nicht an der monastischen Romantik von Beuron – diese beginnt erst um 1860. Noch eine Thematik drängt sich auf: die Romtreue der Benediktiner-Abteien, beziehungsweise ihre engen Beziehungen zur Nuntiatur in Luzern. Aber was vordergründig als sehr lobenswert und kirchentreu erscheint, hat auch unverkennbare Probleme. Beiden Seiten: den Klöstern und den Nuntien ging es da um handfeste Vorteile. Was die Klöster intendierten, war die totale Exemption von Konstanz. Wenn Konstanz nur genannt wurde, horchten die Äbte auf und wurden nervös. Sie pochten auf ihre Privilegien, und der Nuntius in Luzern war für sie der Ersatzbischof. Die Nuntien ihrerseits hatten die fixe Idee, Metropolen der Schweiz zu sein. Eigenartig, von den Nuntien ließen sich die Äbte krasse Eingriffe in ihre Exemption gefallen. Sie unterstützten auch die nicht besonders bescheidenen päpstlichen Gesandten mit große Spenden und feudaler, oft ausgedehnter Gastfreundschaft. Das Verdienst der Nuntiatur für die katholische Reform in der Schweiz ist unbestritten. Die Nuntien Bonhomini und Volpe stehen ehrenvoll da. Später aber war nicht jeder Gesandte aus Rom auch ein geschickter und es gab sogar recht ungeschickte (Plural). Die systematische Destruktion der



bischöflichen Autorität von Konstanz durch ihre römischen Rivalen ist ein problemreiches Kapitel – und Äbte waren hier irgendwie Komplizen. Der Kollaps der Nuntiatur in Luzern in den Wirren des 19. Jahrhunderts hatte auch Auswirkungen auf die Akzeptanz der Klöster.

Die Säkularisation

Und nun die Säkularisationen: Ich gehe auf die Diskussionen über den Begriff der Säkularisation hier nicht ein. Uns genügt die Begriffsbestimmung: staatlicher Eingriff in kirchliche Rechte, Güter und Liegenschaften. Das gab es zu allen Zeiten, schon lange vor der Aufklärung. Uns sind aber in der Neuzeit besonders eklatante Säkularisationen bekannt! Die Französische Revolution, wo gravierend die blutigen Liquidationen dazukamen. Aber der Kahlschlag in der europäischen Klosterlandschaft hatte schon unter den letzten Bourbonen ein gewaltiges Ausmaß erreicht. Die allerchristlichsten Könige hatten, um finanzielle Löcher zu stopfen, schon 1500 Klöster aufgehoben. In der Habsburgermonarchie dürfte der Josephinismus bekannt sein, aber schon Maria Theresia, die fromme Landesmutter, hatte den Klosterbestand reduziert. Bekannt ist auch der Reichsdeputationshauptschluss von Regensburg und die bayerische Gefräßigkeit – von Napoleon protegiert. Das Stift der Chorherren zur verschlossenen Pforte in Gries ist nur ein Beispiel dieser bayerischen Aufräumarbeit.

In der Schweiz vollzogen sich die Säkularisationen in Raten. Das hängt zusammen mit den föderalistischen Strukturen der Alten Eidgenossenschaft. Die Kantone hatten die Kirchenhoheit. Dazu kommt der Umstand, daß die Zeit von 1789–1848 die pubertäre Epoche unseres Landes ist: Staatsstrieche, Kleinkriege, Frontenbildungen häuften sich: südamerikanische Zustände oder Balkankriege mit Heckenschützen! Unter den schweizerischen Säkularisationen haben die im Kanton Aargau 1841 am meisten zu schreiben gegeben. In der Zeit von 1815 – 1848 galt in der Schweiz der sogenannte Bundesvertrag. Diese rudimentäre Verfassung hatte in Artikel 12 den Bestand der Klöster garantiert. Der Kanton Aargau war mit dem Aufhebungsdekret von 1841 eindeutig im Unrecht. Aber die Konfrontation und Frontenbildung war schon so weit gediehen, daß die Macht stärker war als das Recht, getreu nach Bismarck: «Macht geht vor Recht». Zwar hatten die

katholischen Stände, zum Teil zurückgebliebene Entwicklungsgebiete und Zwergstaaten, numerisch die Mehrheit in der Tagsatzung. Aber die wirtschaftlich mächtigeren und aufgeklärten Bundesglieder waren nicht bereit, sich den ultramontanen Bergvölkern zu beugen. Und jetzt drängt es sich auf, den Kanton Aargau etwas besser zu verstehen. Ich gehe zurück auf die Mediationsverfassung von 1803 – Napoleons Geschenk, mit dem er sich als Vermittler (Médiateur) aufgespielt hatte. Die Verfassung stellte nach der zentralistischen Verirrung der Helvetik den Föderalismus wieder her und zeigte mit den Aufnahmen von Neuenburg, Wallis und Genf, sowie dem Jura und dem Fricktal die blutige Ausdehnung der Schweiz. Bemerkenswert in dieser Schweiz von 1803 sind die neuen Kantone St. Gallen, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. Graubünden ist ein Fall für sich. Wir haben es in den neuen Kantonen hier mit ehemaligen Untertanengebieten zu tun.

Der neue Kanton Aargau

Sie sind für die Zukunft verfassungsgeschichtlich interessant. Während die alten Kantone an ihren vorrevolutionären Traditionen anknüpften, war die Staatsform der neuen Kantone noch offen. Das gibt ihnen Dynamik und Experimentierfreude, zugleich aber auch die Anfälligkeit für heftige Konfrontationen. Unter diesen neuen Kantonen fallen St. Gallen und Aargau als Problemkantone besonders auf, weil sie sehr heterogen zusammengesetzt sind. Man bekommt den Eindruck, daß hier am Ende der Bastelei die übrig gebliebenen Reste noch unplanmäßig zusammengekleistert wurden. Die Bevölkerung dieser zwei Kantone tat sich schwer, zu ihrer schicksalshaften Identität zu stehen. Die historische Vergangenheit ihrer Bezirke war anders. Geschichte und Tradition hatte diese Menschen anders geprägt. Ein Rheintaler fühlt anders als einer aus der Agglomeration von St. Gallen. Nun aber der Aargau! Schon in der Zeit der Helvetik bestand der Kanton Aargau. Aarau war sogar Hauptstadt der Einen und Unteilbaren Helvetischen Republik. Der helvetische Aargau (1798–1803) umfaßte aber nur den Berner Aargau. Im Osten lag der Kanton Baden, zusammengesetzt aus den ehemaligen Gemeinen Herrschaften Grafschaft Baden und Freiamt, beide katholischer Konfession.

Den Gründen für die Zusammenlegung der beiden Kantone kommt man am ehesten auf die Spur, wenn man an die Präsenz der Schweiz auf dem Wiener Kongreß 1814/15 denkt. Es gab in Wien eine Delegation der Tagsatzung, aber auch Bern war dort. Seine Delegation hatte den Auftrag, die Waadt und den Aargau wieder zurückzugewinnen, den alten Staat Bern integral zu restaurieren. Das war der Grund, weshalb auch die neuen Kantone Aargau und Waadt Delegationen in Wien hatten. Im ganzen waren über ein Dutzend Delegationen aus der Schweiz in Wien, um ihre Ansprüche zu vertreten und sich gegenseitig zu belagern. Auch der letzte Fürstabt von St. Gallen, Pankratius Vorster, strengte sich persönlich an, sein äbtliches Fürstentum zu retten. So kämpfte er verbissen gegen die Einsicht, daß das Ancien Régime nicht wiederkehre. Unter sich völlig uneins waren die drei offiziellen Vertreter der Tagsatzung: der Zürcher Hans Reinhard, der Basler Johann Heinrich Wieland und der Freiburger Aristokrat Jean de Montnach. Hans Reinhard von Zürich hatte seine Prinzipien: 1.) Ja nicht zuviele Katholiken. Also durfte es keine neuen katholischen Kantone geben. Möglich gewesen wären als eidgenössische Neuerwerbungen Veltlin, Chiavenna, Bormio. 2.) Katholiken sollten in den neuen Kantonen in der Minderheit sein. Das war aktuell für Genf (Teile von Savoyen zur Abrundung) und Thurgau (Konstanz als repräsentative Hauptstadt). Solche Überlegungen überschatteten den Wiener Kongreß. Sie waren aber schon 1803 aktuell, als man den schönen Kanton Baden vergessen mußte. Auch das Wunschdenken: Freiamt zu Luzern oder Zug – es ragt ja wie ein Zeigefinger in die Innerschweiz hinein – war illusorisch. Luzern durfte nicht stärker werden, es war ja der katholische Vorort. Ein vergrößertes Zug hätte das zürcherische Säuliamt eingeschnürt. Zugleich hätte die Eifersucht der selbstbewußten Schwyzer neue Nahrung bekommen. Das waren alteidgenössische Rivalitäten. «Seht, wie sie einander liebten!» Im Zusammenhang mit dem Ende der österreichischen Herrschaft in den Habsburgischen Vorlanden kam noch das Fricktal zum Aargau. Nun war der Anteil der katholischen Bevölkerung im neuen Kanton fast zur Hälfte gestiegen. Das erzeugte Mißtrauen und unterschwellige Ängste. Aber so gefährlich wäre das gar nicht gewesen. Die katholische Konzentration im Blut der Freiamter war nicht dieselbe wie im paritätischen Baden und erst recht nicht im josephinistischen Freiamt. Die katholische Einheit

wurde erst gefördert durch die konfessionellen Schikanen aus Aarau. Rechtsgeschichtlich ist der dynamische Werdegang des neuen Zufallskantons höchst interessant. Man darf aber diese Experimente nicht am demokratischen Standard unserer heutigen Verfassungsrealität messen. Alles hat seine Entwicklung! Die aufgeklärten Akademiker, welche im Aargau den Ton angaben, schwärmten viel von Volksrechten und Volkssouveränität. Aber sie hatten einen wahren Horror vor analphabetischen Bauern und Kleingewerblern. Das Recht zu wählen und gewählt zu werden, hing vom Zensus ab, vom Vermögen, beziehungsweise von der Steuer, die einer leistete. Im Großen Rat der aargauischen Pionierzeit waren die Akademiker praktisch unter sich. Auffallend war auch der große Prozentsatz von Staatsbeamten im Parlament. Montesquieu und seine Gewaltentrennung saßen in Aarau erst im Wartezimmer.

Aargau – ein Kanton sucht seine Identität

Noch eine Überlegung drängt sich für den Kanton Aargau auf. Der Kanton war neu und jung. Es fehlte die Tradition – und es fehlte dem Gemeinwesen auch die finanzielle Substanz. Und sie hatten doch so hochfahrende Pläne, die Akademiker aus dem Kulturkanton! Auch die Finanzen sind im Zusammenhang von Klösterliquidationen ein Nervus rerum.

Bei der Verfassungsrevision 1814 beschloß man für den Großen Rat die Parität: gleichviel Protestanten und gleichviel Katholiken im kantonalen Parlament. Quotenregelung – Was politische Frauen heute ohne Unterlaß fordern, ist gar nicht so neu. Damals war es große Mode. Hohe Quoten für die bourgeoise Kantonshauptstadt, wenig Großräte in den biedereren Landschaft. Es steckte die Angst dahinter, daß das Parlament zum Schwingfest verkomme! Die konfessionelle Parität im Aargau war vielleicht gut gemeint; genützt hat sie wenig. Bei den Protestanten kam Misstrauen auf. Die Einheit der Katholiken war nicht realistisch. Augustin Keller war ja auch katholisch. Das Jahr 1830 war ein Wendejahr für die Schweiz. Der Anstoß kam für die Schweizer wie schon oft aus Paris – die Julirevolution. In Frankreich verlief die Revolution, wie in Frankreich Revolutionen verlaufen: großer Tamtam, Marseillaise – und dann kommt der Verleider. 1830 wurden in

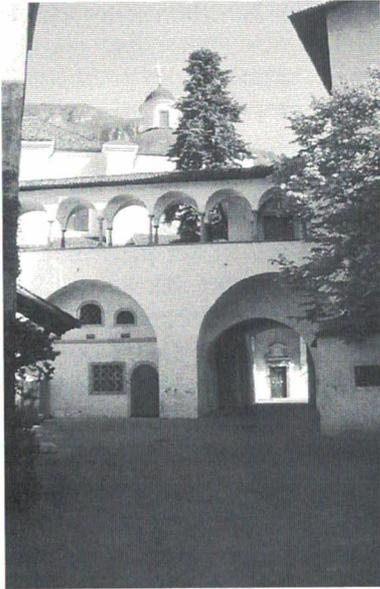
Frankreich nur Köpfe ausgewechselt – statt ein Bourbone ein Orléans im Palais Royal.

Wirren im Freiamt

Viel heftiger war die Auswirkung in der Schweiz. Im Sturmschritt änderten zehn Kantone ihre Verfassung. Überall ging es um eine direktere Demokratie. Das Patriziat oder eine elitäre Akademikerclique wurde zurückgebunden. Nun beginnt die Zeit der permanenten Unruhen und sie dauert bis 1848 mit der Errichtung des Schweizerischen Bundesstaates. Seit 1830 stehen sich nun konservative und sogenannte regenerierte, erneuerte Kantone gegenüber. Es gärte, ja es brodelte. Revolutionen und Konterrevolutionen lösten sich ab. 1830 wurde auch der Kanton Aargau vom Westwind aus Frankreich geschüttelt. Die Parole hieß: neue Verfassung im Sinne der direkten statt der repräsentativen Demokratie. Die Bewegung begann in Lenzburg, fand dann aber sehr starken Rückhalt im südlichen Freiamt. Schließlich lenkte die Regierung ein. Sie gab dem Großen Rat den Auftrag, eine neue Verfassung auszuarbeiten. Die Initianten in Lenzburg gaben sich damit zufrieden, nicht aber die Freiamter. Für sie gab der elitäre Große Rat keine Gewähr für direkte Demokratie. Ihre Forderung hieß: demokratische und allen zugängliche Wahl eines speziellen Verfassungsrates. Der sagenhafte Schwanenwirt von Merenschwand, Heinrich Fischer, zog mit 5000 Mann nach Aarau und belagerte die Hauptstadt – General Fischer! So hatte er die Verfassung auf demokratischer Basis erzwungen. Groß war der Triumph bei der Heimkehr.

Gerettet ist von Druck und Schand
Unser teures Vaterland
Durch Herrn Fischers Heldenhand,
Schwanenwirts zu Merenschwand.

Triumph im Freiamt war die eine Folge – Misstrauen und Groll in Aarau die andere. Die Herren grollten und die Herren wollten und konnten nicht vergessen, daß sie von Freiamtern gedemütigt worden waren. Fischer selbst zog sich schon 1836 aus der Politik zurück. Der Unbequeme hatte sich mit den Merenschwandern überworfen und siedelte nach Lenzburg über. Familiäre Schicksalsschläge ließen ihn



vereinsamen. Seit 1861 war der Held von Merenschwand verschollen. Nach Fischers Ausscheiden aus der aktiven Politik (1836) sah man in Aarau bei den Klosterherren von Muri den Herd des Widerstandes. Die bereits empfindlichen Einschränkungen gegen die Klöster (Konfiskationen, Finanzaufsicht, Sondersteuern, Verbot der Novizenaufnahme, Unterdrückung der Klosterschule) wurden verschärft. Die Unterdrückung wurde noch systematischer und rigoroser.

Zeit der Sonderbünde

Auf eidgenössischer Ebene radikalisierte sich die Politik zusehends. Sie wurde rücksichtsloser und anmaßender. Die regenerierten und nun progressiven Kantone schlossen sich zu gemeinsamem Tun zusammen. Einheit macht stark, aber diese, ihre Spezialeinheit war zugleich eine tödliche Gefahr für den Fortbestand des Eidgenössischen Bundes. Im Siebnerkonkordat schlossen sich die progressiven sieben Kantone zu gegenseitiger Unterstützung zusammen. Die Unterstützung galt in erster Linie gegen die Konservativen. Damit beginnt die unglückselige Zeit der Sonderbünde. Diese Kantone koordinierten auch ihre staatskirchliche Politik gegen Klöster und Stifte. Ihr vordringliches Anliegen war die Gründung eines röm-freien Nationalbistums.

Rückschläge der Radikalen

Mit ihrer antikirchlichen Politik provozierten diese radikalen Regierungen aber auch die eigenen Kantonsbürger. 1839 wurde in Zürich die radikale Regierung gestürzt. Dieser «Züriputsch» entfachte sich, nachdem die Regierung den umstrittenen David Strauß an die theologische Fakultät der Universität berufen hatte. Zürich bekam nun eine konservative Regierung. Im selben Jahr erfolgte auch die Abkehr von den

aufgeklärten Liberalen in Luzern. Das waren Alarmsignale für Aarau. Der Luzerner Bauernführer Joseph Leu von Ebersol – ein unzimperliches politisches Urtalent – war der Sieger der Wahlen. Der bäuerliche Held aus dem Seetal hatte viele Sympathien im Freiamt. Katholisch war er auch – und wie! Nun erschien den verunsicherten Regierenden in Aarau das Kloster Muri als Herd des Widerstandes. Als erste Abwehrreaktion erfand man in Aarau wieder eine Verfassungsrevision (1840). Sie sollte die Stellung der Regierung stärken und den Einfluß der Katholiken eindämmen. Im Verfassungsentwurf stand nichts mehr von konfessioneller Parität. Das machte die Freiamter mißtrauisch und führte, nachdem die Verfassung angenommen war, zum Aufstand. Das übrige setze ich als bekannt voraus: die konstruierte, dem Kloster Muri in die Schuhe geschobene Schuldfrage und dann die Aufhebung durch Großratsbeschluß.

Polarisierungen bis zur Eskalation des Sonderbundes

Die Zeit der sogenannten Regeneration 1830–1848 setzt sich zusammen aus einer Serie gegenseitiger Provokationen. Auf einen Anschlag erfolgte prompt der Gegenhieb aus dem anderen Lager. 1839 der Züriluputsch und die konservative Wende in Luzern waren Denkwortel für die Radikalen, für ihre provokative Konfessionspolitik. 1841 folgte als Denkwortel und Gegenschlag die Klösteraufhebung im Aargau – die Eskalation bestand jetzt darin, daß Bundesrecht verletzt wurde. Jetzt war die Tagsatzung als höchste Instanz der staatenbündischen Eidgenossenschaft gefordert. Die Tagsatzung war aber kaum mehr als eine wenig verbindliche Delegiertenversammlung der Kantone. Sie war nicht fähig, das Problem juristisch und sachlich zu lösen. Die Polarisierung war schon zu weit gediehen. Die Aargauer nützten das Patt geschickt aus: Verzögerungs- und Hinhaltepolitik. Abt Adalbert Regli hoffte noch lange auf Restitution. Er hatte auch viel Sympathien bei protestantischen Politikern aus dem gemäßigten Lager, wie etwa beim prominenten Züricher Staatsmann und Juristen Johann Kaspar Blunschly. Abt Adalbert hatte bereits im Herbst 1841 in Sarnen Fuß gefaßt. Aber die bescheidene Sarner Schule konnte kein Ersatz für Muri sein. Sie bot ja nur wenigen Konventualen Unterkunft und Beschäftigung. Schon früh – 1843 – dachte man auch an Habsburg – die Stifterfamilie. Es ging da nicht nur um die Motivation der Pietät, die sicher vorhanden

waren. Noch hatte Habsburg-Österreich trotz empfindlicher Einbußen in den Napoleonischen Kriegen das Image einer Großmacht. Wenn man die Situation näher betrachtet, waren die Möglichkeiten der Diplomatie gering. Die Eidgenossenschaft – immer noch ein rudimentäres Staatswesen – war kein ernsthafter Ansprechpartner, und der Aargau war ja nur ein Teilstaat dieser Genossenschaft mit beschränkter Haftung. Eine militärische Intervention aus Österreich war der verschrobene Wunschtraum von Wirrköpfen – allen voran Constantin Siegwart-Müllers, des konservativen politischen Abenteurers aus Luzern. In der Wiener Hofburg standen damals schon andere Probleme im Vordergrund: der Zusammenhalt der fremdstämmigen Völker in der Donaumonarchie mit der deutsch-österreichischen Führung in Wien. Das immer schwerer regierbare Großreich trieb der Revolution von 1848 entgegen. In der Problematik großdeutsch – kleindeutsch wird das österreichische Kaiserreich die Grenzen seiner Macht erfahren. Das Jahr 1845 brachte in der mit Hochspannung geladenen Eidgenossenschaft eine neue Eskalation. Sie kam aus Luzern. Es war die Jesuitenberufung. Das war zwar keine Rechtsverletzung. Luzern war in dieser Frage autonom. Aber es war eine politische Dummheit. Die Berufung der Jesuiten an die Kantonsschule provozierte nicht nur den Nachbarkanton Aargau, der da für seine Klösteraufhebung büßen sollte. Provoziert waren alle Protestanten und viele Katholiken aus dem Lager der Aufklärung. Stellen Sie sich vor, der Kanton Obwalden würde seine Kantonsschule dem Opus Dei übergeben. Die Reaktionen im Blätterwald wären unabsehbar. Ungefähr so war damals die Stimmung. Es war die große politische Eselei konservativer Luzerner. Gemäßigte Protestanten, die in der Klosterfrage zum Ausgleich tendierten, waren desavouiert. Die Jesuitenberufung hatte noch eine Folge, die bis heute besteht. In der Schweiz kam es zu keinem Schluß religiös engagierter Kräfte der Katholiken und Protestanten. Die CVP entspricht nicht dem Modell der CDU. Die CVP hat heute noch ihr Jagdrevier in katholischen Gebieten. Die Evangelische Volkspartei wurde erst 1919 gegründet. Es gelang ihr nicht, eine Stellung zu erreichen, die den Protestantismus der Schweiz repräsentiert. Protestanten hatten ihre politische Heimat in der FDP oder SP gefunden. Auf die Jesuitenberufung kamen – gefährliche Eskalation – die Freischarenzüge. Freischaren waren angeblich spontan engagierte Männer

aus den Nachbarkantonen. Sie wollten, vereint mit Luzerner Oppositionellen, die konservative Regierung in Luzern stürzen. Diese Freiwilligen aus Bern, Aargau und Solothurn hatten aber die Sympathie und Unterstützung ihrer Regierungen. Darauf folgte das konservative Schutzbündnis, das in der politischen Auseinandersetzung mit dem Schimpfwort «Sonderbund» abgestempelt wurde. Die nächste Folge war der Krieg mit der Niederlage der «Sonderbündler». Das mag genügen. Meine lieben Mitbrüder! Ich wollte Ihnen nicht längst Bekanntes aus der Klostersgeschichte wiederholen. Mein Anliegen war, Ihnen zu helfen, das Bekannte einzuordnen in den historischen Kontext dieser bewegten Zeit der Pioniere und Kämpfer.

P. Leo Ettlin

P. S.: Ich danke für wertvolle, interessante Hinweise anlässlich der Festsitzung in Gries dem Abt Dominikus Löpfe und dem Stiftsdekan Pater Plazidus Hungerbühler. Ich habe diese Anregungen in die neue Fassung der Abhandlung eingearbeitet.